



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jentsch, Carl: Ein philosophischer Roman

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

erfolgt die Katastrophe, aus der ein erneutes und verjüngtes Reich hervorstößt, das aber in seinem Kulturcharakter immer wieder das alte China ist. Es ist die Kraft des Bauerntums, die am letzten Ende immer wieder über das Nomadentum siegt.

Das alte China ist mit der Außenwelt durch drei Eingangstore verknüpft, im Südosten, Nordwesten und Nordosten. Die beiden letzten verbinden China mit der Völkerwiege Hochasiens. Die großen Umgestaltungen des Reichs sind durch diese geographischen Bedingungen bestimmt, die Bewegung der Außenländer geht entweder vom Südosten oder vom Nordosten aus. Um 1750 v. Chr. erhoben sich die Markgrafen von Schang aus dem östlichen Ho-nan und gründeten ein Kaisertum. In einer entgegengesetzten Bewegung von Nordwesten führten die Markgrafen von Schen-si um 1100 v. Chr. ihre noch halbnomadischen Völkermassen gegen die Schang und gründeten die langlebige Tschou-Dynastie. Ihre Macht wurde um 570 v. Chr. wiederum schwer durch Angriffe der Südstaaten erschüttert, namentlich durch die Tschu. Ein Kampf aller gegen alle zerrüttete das Reich politisch und moralisch vollständig. Seine moralische und soziale Neugestaltung ist das Lebenswerk des Reformers Konfuzius, der freilich diese Wirkung selbst nicht erlebt hat. Erst im dritten Jahrhundert v. Chr. griff wieder der Norden siegreich ein in der Persönlichkeit des größten Herrschers, den China je gehabt hat, des gewaltigen Schi-huang-ti. Er führte zunächst den Bau der „großen Mauer“ durch, die das Reich vor den Einfällen der Barbaren sicherte. In Wahrheit ist das Werk freilich nicht seine Schöpfung. Er vollendete nur längst Bestehendes. Wir sahen, daß das altchinesische Bauerngut, das durch Wall und Graben wehrhaft gemacht war, das Urbild der staatlichen Bildungen ist. Auch die Provinzen sicherten ihre Grenzen gegen Barbarenvölker durch große Wallbauten. So bestanden überall an der Grenze der nördlichen Provinzen solche Werke. Schi-huang-tu hat diese alten Bauten verbunden und gewaltig verstärkt. Auch die berühmte „große Mauer Chinas“ hat somit ihren Ursprung im Ackerland.

Schi-huang-ti schuf damit ein gewaltiges Werk: er zertrümmerte den alten Feudalstaat und setzte an seine Stelle den Einheitsstaat, das zentralisierte Kaiserreich. Das heutige China ist das Werk dieses gewaltigen Mannes.



Ein philosophischer Roman



en vor fünfzehn Jahren verstorbenen Walter Pater haben wir im 21. Heft des Jahrgangs 1905 der Grenzboten als einen Kenner Platons bewundert, der uns als kongenialer Geist das innerste Wesen des großen Meisters zu enthüllen versteht. Er ist aber überhaupt in das Seelenleben der klassischen Völker so tief eingedrungen und dabei so vertraut mit dem christlichen Altertum, daß er die Entwicklung eines philosophisch gebildeten Römers zum Christen in einer von ihm geschaffnen durchaus glaubhaften und lebenswarmen Persönlichkeit dar-

zustellen vermochte. Sein Marius der Epikureer, den voriges Jahr ein F. B. G. zeichnender Anonymus im Inselverlag deutsch herausgegeben hat, ist etwas ganz anders als die Romane aus der römischen Kaiserzeit, die man mitunter in Familienjournalen findet, und die mehr das Kostüm als die Seele abbilden; er ist sogar gehaltvoller als Hausraths Antinous.

Der früh des jungen Vaters beraubte Marius wächst auf dem Familiengute im nördlichen Etrurien als angehender Landwirt auf. Ein hervorstechender Zug seines Wesens ist die altrömische Frömmigkeit. Die Religion des Numa war die Religion des häuslichen Herdes, deren strenge Zucht die leibliche und die seelische Gesundheit bewahrte. Das Gefühl dieser Gesundheit, das sich mitunter in Äußerungen fröhlicher Lebenslust entladet — beim Schweißen durch Fluren und Wälder in reiner klarer Luft —, ist die Frucht dieses Kults, für die Marius seinen Göttern dankt, und zugleich eine Befreiung von der Enge, in die sich die Seele durch die Gottesfurcht eingeschlossen findet. Denn die Kulthandlungen sind Bezeugungen des Glaubens an unsichtbare Mächte, die streng darauf halten, daß alles, was der Mensch tut, rite und in gebührender Ordnung geschehe, und die das ihnen Mißfällige strafen. „Nach der Vergöttlichung der Kaiser, so wird uns berichtet, galt es für unförmlich, auch nur ein rohes Wort in Gegenwart ihrer Bilder auszusprechen. Marius schien es, als sei das ganze Leben voll von heiliger Gegenwart, die von ihm eine ähnliche Sammlung verlangte. Die strenge archaische Religion der Villa erzeugte in ihm eine Art andächtiger Vorsicht, daß er in keinem Punkte gegen die Ansprüche fehle, die alles an ihn hatte, was mit der Gottheit zusammenhing.“ Und was hätte es gegeben, das nicht des Gottes voll gewesen wäre? Der Denkstein für einen vom Blitz Erschlagenen, das Rauschen des Windes in den Wipfeln der Eichen sprachen zu ihm von der nahen Gottheit; Brot und Wein, Erde, Wasser und Luft waren ihm als göttliche Gaben heilig, das Wunder des Lebens in den Tieren und Pflanzen betrachtete er mit Ehrfurcht. „Und durch die Gewohnheit wurde diese Empfindung der Verantwortlichkeit gegen die Welt der Menschen und der Dinge, gegen ihr Recht auf ein gebührendes Gefühl von seiner Seite zu einem unverlierbaren Teil seines Wesens. Sie erhielt ihn ernst und würdig in seinen spätern epikureischen Spekulationen wie unter den Narrheiten der Welt und in dumpfen Tagen; sie ließ ihn sein ganzes Leben lang als auf etwas, wozu er sich sorgfältig vorzubereiten habe, auf eine große Gelegenheit zur Selbstaufopferung warten.“ Als Knabe schon Haupt der Familie, waltete er mit Ernst und Sorgfalt des Priesteramts, das die Religion der Väter an diese Würde knüpfte. Täglich brachte er den Ahnenbildern ihren Anteil am Familienmahl und Blumen, und gewissenhaft beobachtete er alle Bräuche bei den feierlichen Umzügen um die Felder mit Götterbildern, Weihwasser und Weihrauchfassern, bei denen nur die in altertümlicher, kaum noch verständlicher Sprache gesungenen liturgischen Formeln vernommen aber keine profanen Worte laut werden durften. Der äußern feierlichen Stille entsprechend suchte

er auch sein Inneres zu sammeln und zur Ruhe zu bringen. Nur eins störte ihn bei den Prozeffionen: „ein Mitleid im Grunde seines Herzens, das beinahe auf seine Lippen drang, ein Mitleid mit den heiligen Opfern und ihren Blicken der Angst; und es erhob sich fast bis zum Abscheu, wenn die große Handlung des Opfers selbst vor sich ging; sie war wie ein Stück alltäglicher Schlächtereier, die wir schicklicher Weise zu verbergen pflegen; einige freilich der Anwesenden verrieten offen ihre Neugier auf das Schauspiel, das ihnen so unter religiösem Vorwande geboten wurde.“

An den Lustbarkeiten, die sich der Feier anschlossen, und die dem Hausgesinde natürlich das Liebste waren, nahm er so wenig wie möglich teil. Die edle Mutter, die den Vater so aufrichtig betrauerte, und der er gern bei ihrer Nadelarbeit oder wenn sie musizierte behilflich war, verfeinerte noch seine Empfindung. Und seine Religiosität wurde vertieft, zugleich aber ihr Übergang in die Philosophie vorbereitet durch eine Wallfahrt zu einem Heiligtum des Askulap, worin er Heilung von einer Unpäßlichkeit erlangte. Der Tempel war mit geschmackvoller Pracht ausgestattet, die Priester und ihre Zöglinge machten den würdigsten Eindruck, die Umgebung erschloß dem Auge bezaubernde Landschaftsbilder, und in der ersten Nacht hatte er ein Erlebnis, das ihm wie einer jener heilenden Träume erschien, die in der priesterlichen Heilkunst eine wichtige Rolle spielten. Ein junger Priester setzte sich an sein Bett und hielt ihm einen Vortrag, worin er gemahnt wurde: „Sei mäßig in deinen religiösen Meinungen, in der Liebe, im Genuße des Weines, in allen Dingen, und sei friedlichen Herzens mit deinen Mitmenschen.“ Er gehöre zu denen, die vollkommen werden durch die Liebe zu sichtbarer Schönheit — die Theorie der priesterlichen Ratschläge fand Marius später in Platons Phädrus —, darum solle er alles um sich herum sauber und seine Augen klar erhalten, viel über schöne Gegenstände nachsinnen, besonders über solche, die an die Jugend erinnern, über Kinder beim Spiel, über die Blüten im Frühling, solle auf seinem Wege durch die Welt alles meiden, was dem Auge widerstrebt, und Verhältnisse, die ihn mit solchen Gegenständen in Berührung brächten, um jeden Preis lösen.

Aber gerade das viele Nachdenken, das ohnehin zu seinen Gewohnheiten gehörte, erweckte ihm Zweifel an der Volks- und Priesterreligion, von der er sich sehr rasch lossagte, nachdem er eine Zeit lang in Pisa studiert hatte. Er schloß dort fast vom ersten Tage an Freundschaft mit dem drei Jahre ältern Flavian, einem glänzenden Jüngling, Sohn eines Freigelassenen zwar nur, dem aber sein Patron die Mittel zu einem luxuriösen Leben gewährte. Flavian hatte alle Religion über Bord geworfen und glaubte an nichts als an sich selbst. Er hatte in Rom schon, was man so nennt, das Leben genossen, und Marius staunte über seine Verderbtheit, die ihn nicht ansteckte, jedoch auch nicht abhielt, sich in leidenschaftlicher Freundschaft und aus Vernbegier an den leiblich und geistig Reichbegabten zu hängen. Sie lasen miteinander unter andern den Roman der Saison: des Apulejus Goldnen Esel — sie nennen diese „Metamorphosen“ lieber das goldne Buch — und sind

beide entzückt davon, jeder auf seine Weise. Marius wendet sich von allem Hohen und Gemeinen ab, das die Erzählung enthält, und wie die Episode von Amor und Psyche in seiner reinen Seele fortlebt, so erzählt Walter Pater sie nach. Flavian fühlt seinen Ehrgeiz zu ähnlichen Leistungen angepornt und sucht herauszubekommen, wodurch Apulejus wirkt. Er erkennt als das Wesentliche die Feinheit und Korrektheit des Stils, die „künstliche Kunstlosigkeit“, die Pater, wie mir scheint nicht ganz treffend, mit dem im Zeitalter der Elisabeth üblich gewordenen Worte Euphuismus bezeichnet. Er beginnt, von des Lucretius philosophischer Dichtung angeregt, einen mystischen Hymnus an den Frühling und fährt fort, ihn dem jungen Freunde zu diktieren, nachdem ihn schon die Pest aufs Krankenlager geworfen hat. Marius pflegt ihn, sieht ihn sterben und besorgt, tief erschüttert durch die Zerstörung dieses geliebten Leibes, die Bestattung. Seine Liebe zu schönen Leibern wurde durch keine niedrige Empfindung oder Vorstellung verunreinigt. „Der menschliche Körper in seiner Schönheit schien ihm gerade damals, als die höchste Steigerung aller Schönheit stofflicher Dinge, kein Stoff mehr zu sein, sondern sich, von himmlischem Feuer erfüllt, als die wahre, wenn auch sichtbare Seele oder als den Geist in den Dingen darzustellen.“

Mit solchen Gedanken hätte er leicht der Mystik verfallen können, die in jener Zeit der orientalischen Kulte und einer sich in Theosophie wandelnden Philosophie herrschte. Er blieb davor bewahrt „durch seine freie Männlichkeit, die unter anderm als ein Haß gegen alles Theatralische in ihm wirksam war, und durch die instinktive Erkenntnis, daß das Göttliche wohl am ehesten eine starke Intelligenz zum Wohnsitz wählen werde“. So forschte er denn in den ältern, strengern Denkern. Zunächst im Heraklit. Dessen Lehre vom Fluß aller Dinge hatten die Sophisten gemißbraucht, und über dieser mißbräuchlichen Deutung war seine echte Meinung vergessen worden. „Die negative Lehre, daß sich die Dinge unsrer gewöhnlichen Erfahrung trotz ihres Scheines der beharrenden Solidität beständig wandeln und bewegen, war nur die Einleitung zu einem großen positiven System, zu einer fast religiösen Philosophie gewesen.“ Im beständigen Wandel sollte man das Walten der ewigen Vernunft erkennen, die unermüdetlich „der Gottheit lebendiges Kleid“ webt, nach festen Gesetzen, die in dem Strom der Veränderung eine schöne Harmonie unverändert erhalten, und diese Harmonie ist das Beharrende. Marius würdigte diese Ansicht als eine kühne und schöne Hypothese, die jedoch vorläufig wenig praktischen Wert für ihn habe, weil er den vergänglichen Einzeldingen das lebhafteste Interesse entgegenbrachte. Einen andern Satz, den Pater auf Heraklit zurückzuführen scheint, den Satz des Protagoras, daß der Mensch das Maß aller Dinge sei, war Marius zugegeben bereit ungefähr in dem Sinne, wie ihn später Rousseaus Vicaire Savoyard angenommen hat: daß er sein Suchen auf das zu beschränken habe, was ihn unmittelbar interessiere, und daß sich ein jeder zu guter Letzt doch nur auf das sicher verlassen kann, was ihm seine eignen Sinne an Erkenntnis vermitteln.

Auf seiner Pilgerfahrt durch die Entwicklungsstadien des menschlichen Denkens bei Aristipp angelangt, machte Marius halt. In dessen Lehre „lag etwas, was mit dem Orte stimmte, an dem sie geboren war, und eine Zeit lang lebte Marius im Geiste viel in jener glänzenden griechischen Kolonie, die der Philosophie des Genusses ihren leicht mißzudeutenden Namen gab. Sie hing für seine Phantasie zwischen den Bergen und dem Meere, mitten in Gärten, die reicher waren als die italienischen, auf einem lustigen Tafelland an der afrikanischen Küste. Dort hatte sich in einem herrlichen Klima von fast transalpiner Milde, und bei aller Üppigkeit in einer Atmosphäre der Mäßigung, die Schule von Kyrene erhalten, beinahe identisch mit der Familie des Gründers, sicherlich nicht als etwas Hohes und Unsauberes, und oft unter dem Einfluß gebildeter Frauen.“ Die Skepsis, in die alle theoretische Grübeleien auszufließen pflegt, hatte Aristipp in eine feine praktische Weisheit umgebogen. „Der Unterschied zwischen ihm und den dunkeln Denkern der frühern Zeit ist beinahe der gleiche wie zwischen einem alten Denker überhaupt und einem modernen Manne der Welt: es war der Unterschied zwischen dem Mystiker in seiner Zelle oder dem Propheten in der Wüste und dem erfahrenen kosmopolitischen Verweiser seiner dunkeln Aussprüche, der diese in die Sprache des Gefühls übersetzt“ und praktisch verwertet. Die Überzeugung des Aristipp, daß alle Dinge, den Menschen selbst einbegriffen, nur vorübergehende Schatten seien, hätte ihn zu entnervender Resignation verleiten können. Davor bewahrte ihn sein glückliches Temperament. Er zog daraus die Folgerungen, und Marius zog sie mit ihm, die Horaz in seinem *carpe diem* zusammengefaßt hat. Setzen wir voraus, das Leben sei wirklich nur ein Schattenspiel, so können wir auch dann noch „mit sorgsamer Selbstachtung unsre Seelen schmücken und verschönern und alles, woran unsre Seelen rühren: diese wundervollen Körper, diese irdischen Wohnorte, durch die die Schatten eine Weile gemeinsam ziehen, die Kleidung, die wir tragen, unsern Zeitvertreib und den Verkehr in der Gesellschaft“.

Es ist die schöne Menschlichkeit, was Aristipp lehrt, das, was der Moderne gern Kultur nennt. Unter seiner Leitung gelangte Marius zu dem Entschlusse, alles, was wir nicht wissen können, dahingestellt sein lassen, Bedauern des Vergangnen und Verlangen nach einem Zukünftigen möglichst auszuschließen „und sich mit absolut freiem Geiste der Verschönerung des Gegenwärtigen hinzugeben. Angenommen, daß wir niemals über die Wände der engen verschlossenen Zelle unsrer Persönlichkeit hinauskönnen, daß die Vorstellungen, die wir uns von einer äußern Welt und von andern uns verwandten Geistern zu bilden getrieben fühlen, nichts sind als ein wacher Traum, und der Gedanke an eine jenseitige Welt ein noch müßigerer Tagestraum: dann konnte wenigstens er, dem diese flüchtigen Eindrücke wie Gesichter, Stimmen und Sonnenschein sehr wirklich waren, überlegen, wie er solche Wirklichkeiten durch Übung der Aufnahmefähigkeit zwingen könne, ihr

„Außerstes herzugeben.“ Gewiß kann man mit dieser Auffassung in den tiefsten Schlamm sinnloser und gemeiner Schwelgerei geraten, aber auch zu energischer praktischer Tätigkeit.

Die Wirkungen jeder Lehre hängen von der Natur der Persönlichkeit ab, die sie aufnimmt. Marius nahm sie auf, nicht als eine Theorie für abgelebte Greise, sondern als die Rechtfertigung der jugendlichen Lust am Leben und als Antrieb zur höchsten Kraftentfaltung in jedem Augenblick. Und wie eine und dieselbe Theorie in verschiedenen Persönlichkeiten verschieden wirkt, so nähern sich die entgegengesetztesten Theorien, so im Altertum der Zynismus und Kyrenaismus (später heißen sie Stoizismus und Epikureismus) in ihrer praktischen Wirkung auf gleichgeartete Seelen. „Wenn die kyrenaische Theorie von Betrachtungen ausgeht, die der religiösen Anlage widersprechen, und die der religiös Gesinnte zu unterdrücken für Pflicht hält, so ist sie nichtsdestoweniger ihr gleich und jeder niedrigen Gesinnung sehr unähnlich in ihrem nachdrücklichen Ernst, ihrer strengen Hingabe an einen sehr unweltlichen Typus der Vollkommenheit. Der Heilige und der kyrenaische Liebhaber der Schönheit, könnte man denken, würden einander besser verstehn als jeder von ihnen den flachen Weltmenschen. Vielleicht haben alle Theorien der Praxis, so wie sie von ihren würdigsten Vertretern verstanden werden, die Neigung, ineinander überzugehen. Denn der Unterschied zwischen den Erfahrungen verschiedener Menschen und zwischen ihren Reflexionen über die Erfahrung ist nicht so groß, wie es auf den ersten Blick scheint; und wie die höchsten Formeln der Selbstlosigkeit im gemeinen Leben auf das gleiche armselige Niveau des gemeinen Egoismus hinabsinken, so dürfen wir annehmen, daß die edeln Geister, von so entgegengesetzten Punkten theoretischer Betrachtung sie ausgehn mögen, doch im gleichen moralischen Bewußtsein zusammentreffen.“*)

Also von dem, was man gewöhnlich unter Hedonismus oder Epikureismus versteht, blieb Marius so weit entfernt wie Epikur selbst; trotzdem wurde er von aufgeblähten Stoikern — daß es bei den meisten wirklich bloß Wind war, was ihren Busen schwellte, soweit sie nicht geradezu grobe Heuchler waren, versichern die Satiriker — als ein unreines Tier aus Epikurs Stall verdächtigt. Aufrichtigen Stoizismus kennen zu lernen, bekam er bald Gelegenheit. Marc Aurel erwählte ihn zum Amanuensis. Gleich in der ersten Audienz oder vielmehr, weil das Wort Audienz auf den Verkehr in den

*) Philosophische Schriftsteller wie Pater bieten natürlich dem Übersetzer manche Schwierigkeiten; aber wir müssen gestehn, daß dieser seine Aufgabe recht gut gelöst hat. In der wissenschaftlichen Zeitschrift *Anglia* ist ihm denn auch volle Anerkennung zuteil geworden. Ein Rezensent freilich hat die Übersetzung als „eine slavische Kopie“ verurteilt, die man nicht mit Genuß lesen könne. Das ist stark übertrieben und ungerecht. Da sich aber dieser Rezensent selbst als ein unzuverlässiger Kenner des Englischen und des Deutschen herausgestellt hat, so muß sein Urteil dementsprechend korrigiert werden. Wir können das Buch den Freunden kulturgeschichtlicher Romane nur empfehlen.

Wohnhäusern der philosophischen Kaiser nicht paßt, beim ersten Besuch, behandelte ihn der große Stoiker als jungen Freund und zog ihn — eins seiner Kinder feierte gerade den Geburtstag — in den intimsten Familienkreis. Das Haus war prächtig ausgestattet, aber nur dem prunk- und bequemlichkeitsliebenden jüngern Bruder, Lucius Verus, zu Gefallen, nach dessen Tode alles Überflüssige hinausgeschafft wurde. Die gemüthlichen Szenen, die uns Pater da malt, sind möglich, denn das asiatische Hofzeremoniell hatte ja damals die auch ohne stoische Philosophie natürlichen und einfachen Umgangsformen der Gräkolatiner noch nicht verdrängt. Marius freute sich über des Kaisers Humanität und hatte Verständnis für seinen religiösen Sinn und für seine Absicht, durch pietätvolle Teilnahme am Götterkult das Volk allmählich zur Philosophie zu erziehen, auch für seine, die stoische Ataraxie bekundende Nachsicht mit der ehebrecherischen Faustina. Aber der große Philosoph auf dem Kaiserthron imponierte ihm nicht in dem Maße, wie er erwartet hatte. Gegen die Weltverachtung, die Aurelius in einer öffentlichen Rede predigte, bäumten sich des Marius Weltfreudigkeit und Tätigkeitsdrang auf; er vermifste in des Kaisers Wesen den Schwung, fand darin etwas wie Mittelmäßigkeit, wenn auch eine aurea mediocritas, und bald mischte sich sogar eine Spur von Verachtung, von sittlicher Entrüstung ein. Die Vermählung des Verus wurde unter anderm auch mit der unvermeidlichen Tiereschlächtereier in der Arena gefeiert, und diesem unwürdigen Schauspiel wohnte der Kaiser bei. „Marius, der sich, müde und entrüstet, in dem großen Schlachthaus vereinsamt fühlte, konnte nicht umhin, zu beobachten, wie Aurelius in seiner gewohnten Nachgiebigkeit gegen Lucius Verus, der bequem neben ihm ruhte und von Zeit zu Zeit laut Beifall rief, während der langen Stunden, die Marius selbst dort blieb, gleichgiltig dagesessen hatte. Meistens hatte freilich der Kaiser die Augen von dem Schauspiel abgewandt, hatte gelesen oder geschrieben, aber er war doch gleichgiltig erschienen. Vielleicht dachte er über das stoische Paradoxon von der Geringsfügigkeit oder gar Nichtigkeit des Schmerzes nach, das ihm sogar zur Entschuldigung dienen mochte, sollten sich die wilden Launen des Volkes einmal nicht mehr bloß gegen Tiere und Verbrecher, sondern gegen schuldlose Männer und Frauen richten.“ An diese Haltung des Kaisers im Amphitheater erinnerte sich Marius, als einige Jahre später unter des Kaisers Autorität in Gallien Christen abgeschlachtet wurden. Eines wurde ihm in jenem Augenblicke klar, dank dem untrüglichen Gewissen, das, unabhängig von Theorien und, wenn sie nicht damit übereinstimmten, trotz ihnen, in ihm lebendig war: es gab einen Kampf zwischen dem wahrhaft Guten und dem wahrhaft Bösen in diesem kurzen, dunkeln Erdenlasein; er, Marius, sah dieses gewaltige Ringen, der philosophische Kaiser dagegen schien es nicht zu sehen. Doch förderte ihn die Teilnahme an dessen literarischer Tätigkeit immerhin im innern Leben. Die fortwährende Beschäftigung mit der eignen Seele, wie sie die Schriften Marc Aurels bekunden, die Sammlung,

die Überwachung, die Selbstprüfung hoben den Marius „aus dem rein objektiven Dasein“ der Heiden hinaus in die Lebensweise, die von der katholischen Kirche ihren Gläubigen anerzogen und später von den Mönchen auf den Gipfel der Vollkommenheit gebracht wurde. In der Gestalt freilich, die ihr Marc Aurel gegeben hatte, befriedigte sie nicht. Sie machte zunächst traurig und übte einen Druck, der leicht die von den Theologen als Todsünde gebrandmarkten *desidia*, *Passivität*, *Trägheit* erzeugen konnte. Und darin lag zugleich jenes Sichzufriedengeben mit der Welt, jene Duldung des Übels, jener Verzicht auf den Kampf gegen dieses, der dem jungen Manne am Kaiser so mißfiel. Aus solcher Niedergeschlagenheit in die Höhe wies ein Vortrag, den Marc Aurels greiser Lehrer und Freund, der Rhetor Fronto, im Friedenstempel einer auserlesnen Gesellschaft von Schöngeistern und Blaustrümpfen hielt. Er stellte darin die stoische Moral als die vornehmste Erscheinungsform des Schönen dar und redete viel von einer Stadt oder einem Staate, dem diese Moral Gesetz sei. Sollte mit diesem Staat eine bloße Abstraktion gemeint sein oder ein Ideal, so würde sich Marius nicht damit zufrieden gegeben haben. Was ihn bei den Worten des Meisters der Rede lebhaft bewegte, das war der Gedanke: Existiert so etwas in Wirklichkeit? Wo liegt diese vollkommene Stadt? Und es schien ihm manchmal, als habe Fronto „eine geheime Gesellschaft im Auge, eine erhabne Gemeinschaft, an deren Leben nicht teilzuhaben ein viel größerer Verlust wäre, als aus der souveränen Stadt Rom bis an die Grenzen der Erde verbannt zu sein“.

Marius sollte bald erfahren, daß die Stadt wirklich vorhanden war, ohne daß der gelehrte Redner, der sie schilderte, eine Ahnung davon hatte. Auf der Reise nach Rom war er in einer Herberge mit einem jungen Offizier aus dem edeln Geschlecht der Cornelier zusammengetroffen, und sie hatten den Rest des Weges miteinander zurückgelegt. Cornelius zeichnete sich durch den höchsten Grad der Eigenschaft aus, die Marius über alles schätzte, und deren er sich selbst rühmen durfte: einer Frische, wie sie nur vollkommene leibliche und seelische Gesundheit zu verleihen vermag. Außerdem beobachtete dieser an jenem gemessene Zurückhaltung; Cornelius führte seinen neuen Freund in Rom herum, wich aber jedem Volksgetümmel aus und nahm an keinem öffentlichen Feste teil. Und er imponierte durch seine ruhige, heitere Sicherheit; er machte den Eindruck eines Menschen, der seiner selbst mächtig, über sich, über die Welt, über seinen Weg durch die Welt vollkommen im klaren ist, der nicht zweifelt, nicht zu forschen braucht und nichts zu fragen hat. Welcher Gegensatz zu den heidnischen Größen, die Marius kennen lernte! An einem Gastmahl, das dem berühmten Apulejus zu Ehren gegeben wurde, durfte er teilnehmen und wurde sogar einer intimen Zwiesprache mit dem Weisesten der Weisen gewürdigt, aus der er erfuhr, daß die platonischen Ideen Dämonen seien, Mittelwesen, die in so dichten Scharen wie die Sonnenstäubchen die Luft bevölkern und die vermitteln zwischen uns und den unzugänglichen, sich nur im Leuchten der Sterne

uns undeutlich offenbarenden Göttern. Und dem Lucian hörte Marius zu, wie er einem Philosophenschüler bewies, daß sein Studium vergeblich und sein Glaube, er habe bei den Stoikern die Wahrheit gefunden, nur eitle Einbildung sei; es gebe kein Kriterium der Wahrheit; mit den Menschen leben, wie die Mehrzahl lebt, und einen nützlichen Beruf ausüben, sei das einzige Vernünftige. Vater gibt hier eine schöne Bearbeitung des lucianischen Dialogs *Hermotimus*, den er jedoch vor dem Schluß abbricht. Marius hat aus Andeutungen geschlossen, daß es eine Gesellschaft von Freunden sei, in der Cornelius seine Selbstsicherheit gewonnen habe, und er wird gelegentlich einmal in diese Gesellschaft eingeführt. Diese Freunde verkehren unter anderm in dem Hause der jungen Witwe Cäcilia, einem jener großen Komplexe von Gebäuden und Gärten, die eine Kirche umschlossen. Er wird durch die Grabstätte geführt, liest die Inschriften, die den Todestag als Geburtstag feiern, den Frieden künden, in den Bildern des Orpheus und der Eurydice, des Herkules und der Alceste, des aus dem Meere geretteten Jonas der Auferstehungshoffnung Nahrung geben. Er findet im innigen Familienleben der Christen, in der aufs höchste geschätzten Keuschheit, in der zarten Mütterlichkeit der Cäcilia, in der mitfühlenden Liebe zu allem Lebendigen, zu allen Menschen, namentlich zu allem, was schwach, hilfsbedürftig und leidend ist, die Religion seiner Knabenjahre in verfeinerter, verkürter Gestalt und als Lebensgesetz einer großen Gemeinschaft wieder, die ihre Überzeugung auf geschichtlich beglaubigte Tatsachen stützt. Er wohnt ihrer eucharistischen Feier bei, deren liturgische Gebete und Gesänge ihn ergreifen, während die verzückten und inbrünstigen Blicke der in schneeweiße Gewänder gehüllten Jünglinge ihm sagen, daß hier einer erwartet wird, der bald kommen soll, und daß er als unsichtbar Anwesender schon begrüßt wird. In einer dieser Versammlungen hört er das Schreiben der Gemeinden von Lyon und Vienne an die Gemeinden Afiens verlesen, worin sie über die Verfolgung berichten, die sie überstanden haben. (Der Kirchenschriftsteller Eusebius hat diese Urkunde dem Untergang entrispen.) Diese Verfolgung kündigte das Ende des „kleinen Friedens“ an, den die Christenheit bis dahin unter den Antoninen genossen hatte (den großen Frieden hat später Konstantin gebracht), und diesem Frieden hatte es Marius zu danken, daß er, als Heide, den christlichen Gottesdiensten beiwohnen durfte, denn die Geheimhaltung schien jetzt nicht mehr notwendig zu sein. Auch war damals die asketische Seite des Christentums, die dem Abscheu vor der heidnischen Sittenverderbnis entsprang und durch Mißtrauen gegen die Natur sowohl wie gegen die Kultur vor den aus beiden Mächten entspringenden Gefahren schützen sollte, zurückgetreten und hatte die milde und freundliche Auffassung sich entfalten lassen, die das ganze Leben, den Naturgrund wie den von der Kultur geschaffnen Überbau, zu heiligen bestrebt ist. Darum war damals auch kein schroffer Gegensatz bemerkbar zwischen dem Christentum und der heidnischen Philosophie; jenes schien diese nur zu vollenden und vor der Auflösung in Sepsis zu bewahren.

Ein unscheinbares Vorkommnis lenkte unsern Helden Betrachtung auf eine Seite des Daseins, aus der das Christentum vielleicht den größten Teil seiner Kraft über die Gemüter schöpft. Er sah, wie ein edles Rennpferd, das eine schwere Verletzung erlitten hatte, zum Schlachten geführt wurde. Das Roß warf den Vorübergehenden „solche Blicke wahnsinnigen Flehens“ zu, daß es ihm als ein Symbol der leidenden Menschheit erschien, deren Zimmerbilder nun vor seinem geistigen Auge vorüberzogen. In solcher Stimmung mit Cornelius reisend, wird er samt einer Anzahl von Christen der durch Pest und Erdbeben aufgeregten abergläubischen Bevölkerung verdächtig. Sie werden verhaftet, Marius aber besticht die Wächter; anstatt jedoch selbst zu fliehen, veranlaßt er den Cornelius, die Gelegenheit zu benutzen, mit dem Vorgeben, der Freund werde besser, als er es selbst könnte, seine Verteidigung vorbereiten; in Wirklichkeit wünscht er, daß Cornelius unbedingt gerettet und Cäcilias Gatte werde. Dabei ist er keineswegs von Märtyrergefinnung erfüllt, sondern, wie er nachträglich seine Lage überdenkt und was ihm möglicherweise bevorsteht, ganz trostlos. Er wird mit den übrigen nach Rom transportiert, erkrankt unterwegs, und die Soldaten lassen ihn in einem Bauernhause zurück, wo er nach längerem Delirieren stirbt. Zuletzt noch einmal zum Bewußtsein erwacht, hört er die Leute, die ihn gepflegt haben, beten: *Abi, Abi! anima Christiana*, merkt, wie man ihm das mystische Brot auf die Lippe legt und die Gliedmaßen salbt. Betend haben dann dieselben Leute seinen Leichnam begraben, und zwar „mit Freuden, denn sie hielten ja, nach ihrer großherzigen Ansicht in diesen Dingen, seinen Tod für ein Martyrium, für eine Art Sakrament mit vollkommener Sündenvergebung“.

Eine Phantasieschöpfung, aber keine willkürliche; nicht wenige edle Heiden mögen auf ähnlichen Wegen wie dieser Marius in die Kirche gelangt sein; und auch das wird sich öfter ereignet haben — die Märtyrerlegenden erzählen dergleichen —, daß einer, sei es als Märtyrer, sei es eines natürlichen Todes starb, bevor er das Ziel ganz erreicht hatte. Unsrer Zeit wird oft mit der römischen Kaiserzeit verglichen. In zwei Stücken ist sie ihr in der Tat ähnlich. Einmal im Luxus. Dieser ist jedoch eine unvermeidliche Wirkung des Reichthums, und die Völker müßten sich selbst zu ewiger Armut, das heißt zum Verharren auf der untersten Kulturstufe verurteilen, wenn sie von ihm frei bleiben sollten. Sodann in dem chaotischen Gewirr religiöser und philosophischer Meinungen und dem heftigen Schwanken zwischen Atheismus und theosophischer Schwärmerei. In der Hauptsache dagegen, in dem, was den Lebensnerv berührt, ist unsrer Zeit der untergehenden antiken Welt durchaus unähnlich: die heutige Kulturmenscheit zeigt keine hippokratischen Züge in ihrem Antlitz; obwohl beinahe achtzehnhundert Jahre älter als das Römervolk zur Zeit der Antonine, fühlt sie sich jung. Senes Volk oder vielmehr Völkergemisch des Römerreichs war im biologischen Sinne des Wortes alt, weil in ihm keine Entwicklungskräfte mehr tätig waren. Es hatte nichts mehr zu tun, vermochte nichts weiter

als die vorhandenen wissenschaftlichen Wahrheiten, die künstlerischen und technischen Vorbilder in unzähligen Kopien mit Variationen zu wiederholen. Seine letzte Leistung bestand darin, mit seinem Staate dem Christentum das Vorbild zu seiner kirchlichen Organisation zu leihen, der dann die Barbaren die neue Lebenskraft zuführten. Die heutige Menschheit sieht sich durch die fortschreitende Beherrschung der Naturkräfte vor neue, fast täglich wechselnde Aufgaben gestellt, die neue Ausichten eröffnen, die Lust zum Vorwärtstreben wecken, den Unlustigen zum Streben und Arbeiten zwingen und damit den Geist jung erhalten, auch den philosophischen und theosophischen Grübeleien ihr Gefährliches nehmen, weil der Zwang zur Arbeit die Mehrzahl hindert, sich ihnen ganz und gar hinzugeben, und weil uns die Naturwissenschaft von der Herrschaft des Aberglaubens erlöst hat. Aber wo immer dem einzelnen Stunden der Muße vergönnt sind, da erwacht auch das metaphysische Bedürfnis wieder, das nur der Glaube befriedigen kann, weil die Philosophie in Beziehung auf die letzten Fragen heute so bankrott ist wie damals, als Lucian dem Hermotimus die Augen öffnete. Und Tod und Leiden sind, obwohl durch den Kulturfortschritt in mancher Beziehung gemildert, nicht überwunden, weshalb die Menschheit immer noch der christlichen Hoffnung bedarf. Endlich hat die Kirche jene Gesundheitsregeln, die edle Völker von jeher instinktiv als religiöse Vorschriften befolgt hatten, zu bewußten und als vernünftig erkannten Grundsätzen der Kulturwelt erhoben, und diese wird sich davor hüten, sich von der religiösen Wurzel loszureißen, der sie entsprossen sind.

Carl Jentsch



Englische Eigenart

Don George Giffing. Übersetzt und bearbeitet von Brig Förster

3



Nim Jubiläumsjahr kam es zutage, welche großen Kulturfortschritte der gemeine Mann seit mehreren Jahrzehnten gemacht hat. Denn überschaut man den Zeitraum von sechzig Jahren, so läßt sich nicht leugnen, daß mancherlei im Leben der niedern Klasse besser geworden ist. Sie haben zwar recht oft ihre Dickhädel aneinander gestoßen, doch an der Gurgel packten sie sich nicht, und aus Zank und Streit zogen sie immer einen greifbaren Nutzen. Sie sind reinlicher geworden und weniger dem Trunk ergeben; in allen Schichten hat die Noheit ab- und die Bildung in jeder Weise zugenommen; gewisse alberne Gebräuche wurden abgeschafft; mancherlei Elend, das Nachlässigkeit und Dummheit verschuldeten, ist verschwunden. Das sind freilich nur Besserungen in einzelnen Zweigen des